

Androzentrismus“ abbilde.²⁵ Weiter heißt es :

„Das generische Maskulinum versteckt also Frauen systematisch und legt ihnen die zusätzliche Bürde auf, ständig darüber nachzudenken, ob sie in einem konkreten Fall mitgemeint sind oder nicht. [...] Dass die Nicht-Betroffenen ([...] die Männer) diskriminierende Sprache so schwer erkennen, liegt natürlich genau daran, dass sie eben nicht betroffen sind.“²⁶

Und – zur Unterstreichung der harten Realität halber – noch das folgende Zitat :

„Der Mann (...) braucht dringend eine ‚Abmagerungskur‘ zur Therapie seines immer gefährlicher werdenden Größenwahns. Außerdem braucht er Einfühlungstraining. Es wird ihm guttun, es im eigenen Gemüt zu erleben, wie es sich **anfühlt**, *mitgemeint* zu sein, sprachlich dem anderen Geschlecht zugezählt zu werden, diesen ständigen Identitätsverlust hinzunehmen. Wir werden ihm immer wieder mütterlich und geduldig versichern, er sei natürlich mitgemeint, eingeschlossen – aber solche Mitteilungen werden höchstens intellektuell verarbeitet, das Gefühl reagiert anders (als Frauen haben wir da unsere Erfahrungen machen können). Und dieses Gefühl muß der Mann erlebt haben, um die Notwendigkeit einer grundlegenden Sprachreform zu begreifen.“²⁷

Müßig scheint es mir zu sagen, dass ich das Gefühl *eben nicht* erlebt haben muss, um als *Mensch und auf Augenhöhe mitreden zu dürfen*.²⁸ Dieser hier nicht zu leugnende Sachverhalt der misandrischen Diskriminierung, mag man's wahrhaben oder nicht, ist letztlich auf das schlichte *Haben eines Penis* zurückzuführen. Offensichtlich und irrsinnig polemisch ist dies der Fall, wenn „[e]inige von der ‚Neuen-Weiblichkeits-Fraktion‘ meinen“, wie Luise F. Pusch im Rahmen ihres Programms einer Totalen Feminisierung der deutschen Männersprache zitiert, dass „das Femininum (...) ‚echt zu schade‘ [sei], um damit ‚Schwanzträger‘ zu bezeichnen.“²⁹ Weshalb aber nun gerade die *genitale Sichtbarkeit* der (in der Regel als weiblich oder männlich geltenden) Genitalien, das heißt konkreter die gesellschaftliche Akzeptanz öffentlichen Nacktseins, eine entscheidende Rolle für das Verständnis des angeblich notwendigen Genderlinguistik-Diskurses und ferner auch für die Überwindung unseres sexistischen und patriarchal ausgestalteten politischen Systems spielt, habe ich in meiner Schrift *Die Objektivität des Bewusstseins* ausführlich dargelegt. Denn dass diese Frage nicht gesehen, geschweige denn gar nicht erst gestellt wird, ist der blinde Fleck innerhalb unserer nackttabulichen Kultursprachlichkeit. Dieser blinde Fleck ist die Vorbedingung dafür, dass ein konstruktiver und gewinnbringender Diskurs verhindert wird : Wir glauben aufgrund der

Erfahrung unserer biologischen genitalleiblichen Separativität, eine geschlechtliche Identität zu haben, die *sprachlich* zum Ausdruck gebracht werden könne bzw. müsse; wir glauben in Anbetracht des sexuell geführten Patriarchats unserer Kultur, dass diese mit gendersprachlichen Mitteln dehierarchisiert oder treffender gesagt : dephallozentriert werden müsse, sprich : dass eine Gleichbehandlung durch explizite *Mitnennung* nicht-männlicher Menschen und nicht nur durch ihr *Mitmeinen* zu erreichen sei.³⁰

Da nimmt es nicht Wunder, dass die feministische Sprachkritik oder schlicht jene, die das Gendern zumindest für befürwortenswert erachten, die Notwendigkeit einer Regelung sehen, „wie kommunikative Akteure in der Schriftsprache ausnahmslos sichtbar gemacht werden können“, da es ein Gebot der Fairness sei, Geschlechtsdiversität walten zu lassen.³¹ „Gerade wenn kommunikative Resonanz zu einem Problem wird“, so Gerd Antos weiter, „gibt es zwei bekannte Reaktionsweisen darauf : Die einen zeigen sich als stolze Sturköpfe, DogmatikerInnen, flüchten sich in Ausflüchte oder quittieren das Problem mit Götz von Berlichingen. Extremformen davon wären wie bei Don Quijote und dem klammottensüchtigen Kaiser der Rückzug in eigene Welten, in Selbstverzauberung oder gar in Wahn.“³² Das ist grosso modo wahr gesprochen : Die Sexuallinguistik, also der feste Glaube an die Möglichkeit und Notwendigkeit, Geschlechtsidentitäten durch Sprache sichtbar zu machen, um sie auf diese Weise der ja durchaus realen patriarchalen Hierarchie sexueller Politik entreißen zu können, ist *causa sui* ein Wahn selbst gebauter Lust- und Luftschlösser ! „Die andere Reaktionsweise“, so heißt es weiter, „fragt nach den Worten : Was wurde eigentlich wirklich gesagt ? Was von wem geschrieben ?“³³ Der letzteren Reaktionsweise fühle ich mich verpflichtet, und ihr werde ich weiter unten konkret nachkommen.

* ♀ * ♂ *

Mit einem Bild zum Ausdruck gebracht, stellt sich unser Sprechen im landläufigen Diskurs über Sex und Gender bzw. Genus und Geschlecht, also über die Dichotomie der „natürlich“ gewachsenen Spezifika der biologischen oder sprachlichen Geschlechtlichkeit mit der *kultürlich* konstruierten Subjektivität der Geschlechtsidentität, folgendermaßen dar :

Es erscheint eine am gesamten Körper textil verhüllte Person – außer an Vulva oder Penis : oder bezeichnenderweise an deren bislang nicht in Erscheinung getretenen Devianzen.

Dieses Bild bezeugt und karikiert den vorherrschenden Drang, die politische wie moralische Gleichstellung der *Geschlechter* mittels *generalsprachlicher* Sichtbarmachung der *genitalfokussierten* Identitätsbestimmung zu erwirken. Sprich : Als Menschen

erkennen wir uns zwar alle ... *irgendwie*. Unsere (binär aufgefasste) Genitalität in Form von Penis und Vulva als Letztbewährung der Geschlechterdualität³⁴ bzw. Geschlechtszugehörigkeit aber soll doch bitte verschiedene Identitäten begründen, die sich im gesprochenen oder geschriebenen Wort wiederfinden. Tatsächlich sind wir in unserem sprachlichen Empfinden und Ausdruck auch nicht mehr allzu weit davon entfernt, bald wie selbstverständlich von *Mensch*innen* zu sprechen ...

Das vorgestellte Bild konterkariert den Rahmen des Unbehagens der Geschlechter (Butler) innerhalb des Unbehagens in der Kultur (Freud), in der – anders als im gegebenen Bild ausgemalt – die Genitalien in der Öffentlichkeit verhüllt sein müssen und der Rest des Körpers durchaus sichtbar sein kann und darf – oder muss?³⁵ So besteht die Logik und Ideologie einer die Geschlechtsidentität berücksichtigenden Sprache in dem Versuch, *den im tiefen Grund der Scham basierenden Glauben an Geschlechtsidentitäten sprachlich zur Geltung zu bringen*. Während der besagte Grund im Verborgenen bleibt, soll die im patriarchal vorherrschenden System unterdrückte und diskriminierte insbesondere weibliche Identität mindestens zur Gleichstellung gebracht werden. Die ungewöhnlich exponierten Genitalien unseres Bildes bezeugen also den blinden Fleck im herumirrenden Streiten um den Sinn und Unsinn der gegenderten Sprache und verweisen auf „die Gefahr der Nichtbeachtung all dessen, was nicht genau in das traditionelle System paßt.“³⁶ Denn das inzwischen doch recht wirr geführte und zum verbissenen Kampf ausgeartete Für und Wider der Genderlinguistik steht doch ganz im Zeichen eines *sexuellen* Sprachverständnisses – ganz so, *als wüsste man nicht*, dass kein biogenerischer Bezug oder keine korrelative Verbindung zwischen Sprache und genitaler Geschlechtlichkeit besteht.

Der eigentliche Irrtum im gegenwärtigen Diskurs und die auf ihn zurückzuführende Stagnation und Verhärtung der Fronten unter den Verfechtern und Gegnern des gendergerechten Sprechens liegt in der bislang noch nicht diskutierten Annahme, dass unter Verwendung des *vermeintlich* existierenden sogenannten generischen Maskulinums der Mann *gemeint* und die Frau (nur) *mitgemeint* sei. Diese Annahme ist nicht nur eine landläufige. Sie besteht auch in der sprachwissenschaftlichen Forschung, sodass es eigentlich nicht verwundern kann, dass die öffentliche Diskussion zum Krieg der Geschlechtsidentitäten, ja sprichwörtlich zum *Krieg der Gendersterne* verkommt : Auf dem Schlachtfeld der seit knapp fünf Jahrzehnten währenden Auseinandersetzungen sehen sich Männer mit ihren mit einem maskulinen Genus behafteten und damit immer schon (nur) *sie selbst* privilegierenden Personenbezeichnungen Frauen gegenüber, die sich das nicht mehr gefallen lassen. Mit einem Wort : Der gesamtgesellschaftliche Diskurs und das mit ihm verfolgte Ziel der Gleichstellung der Geschlechter wird auf dem Boden sowohl eines blinden Flecks, der die Relevanz der Akzeptanz öffentlicher Nacktheit

betrifft, als auch im Rahmen des Glaubens an das Genus-Sexus-Prinzip³⁷ geführt. Das wiederum ist insgesamt die Vorbedingung des Glaubens, dass überhaupt etwas, sprich hier die Geschlechtsidentitäten, gleichstellender Maßnahmen bedürfe. Mit George Edward Moores Worten auf den Punkt gebracht :

„Mir scheint, daß in der Ethik wie in allen übrigen philosophischen Untersuchungen die Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, an denen ihre Geschichte reich ist, im wesentlichen eine sehr einfache Ursache haben; nämlich den Versuch, Fragen zu beantworten, ohne vorher genau herauszufinden, was für eine Frage es ist, die man beantworten möchte.“³⁸

Was also ist die eigentliche Frage, die es in Bezug auf die genderlinguistischen Ziele in der feministisch motivierten Sprachkritik zu beantworten gilt ? Sie lässt sich durchaus stellen, wenn wir bereit sind zu ergründen, was das denn für eine mit dem sogenannten generischen Maskulinum vermeintlich verwobene phallusbezogene Identität ist, die mit anderen Korrelaten penisdevianter Identitäten im Schein und Bann des (feministischen) Genus-Sexus-Prinzips sprachlich gleichgestellt, polemisch gesprochen vom patriarchalen Thron gestoßen werden soll ? Auf die *leiblichen* Merkmale dieser vermeintlich letzbewährenden Sexualdifferenzen in der Identitätsbestimmung scheint ja niemand so recht schauen zu wollen, auch wenn sie das Pars-pro-toto³⁹ im Bau der sprachlichen Identitätsschlösser sind. So sind es doch in der Regel, es sei nochmals an das oben skizzierte Bild erinnert, *der Penis oder die Vulva*, die eine Person in letzter Bestimmungsinstanz kultureller Konventionen einen *Philosophen* beziehungsweise eine *Philosophin* sein lassen, während es in der öffentlichen Repräsentation jener Bestimmungsinstanz die sekundären Geschlechtsmerkmale sind, die die textil verhüllte, genitale, sprich endgültige Bestimmungsinstanz letztlich *nur als die sexistisch unterstellte Vermutung wirkmächtig* sein lässt.

Worauf diese Ausführung hinausläuft : Lässt die Menschen ihr leibliches *Genital* ein Philosoph (m.) oder eine Philosophin (f.) sein oder ist es nur das naturalistische Geschlechtskorrelat in der Möglichkeit seiner Funktion kultureller Zuschreibungen des subjektivistischen Philosoph :in-Seins ? Es ist eben diese Frage, die es herauszufinden und explizit zu machen gilt, bevor das Für und Wider der sogenannten gendergerechten Sprache diskutiert und auch nur dann konstruktiv und gewinnbringend beantwortet werden kann. Zugleich ist es aber die reaktionsbildende Scham vor der Exponierung dieser genitalfokussierten Frage, die sie im blinden Fleck hält, das geschlechtliche Unbehagen in der Sprache heraufbeschwört und es zugleich negativ befeuert. Denn wenn es nicht so ist, wie doch der gängige und feste Glaube postuliert, dass nämlich die konkreten leiblichen Genitalien letztlich der ausschlaggebende Grund für die

gendersprachlichen Bemühungen sind, Gleichheit unter den Geschlechtern herzustellen, dann muss ich in sprachwissenschaftlicher Hinsicht auch dann und wann als ein *Philosoph* bezeichnet werden können und dürfen, *wenn ich einen Uterus und eine Vulva habe*. Indessen steht die Scham, die davon abhält, die hier herausgestellte Frage zu fokussieren, vor der Herausforderung einer Dekonstruktion ihrer kulturellen Wirkmächtigkeit.

* ♂*♀*

Der jahrzehntelang genährte Stolz feministischen Kampfes mag nun manch einen Verfechter der die Geschlechtsidentität berücksichtigenden Sprache empörend und siegessicher die Frage einwerfen lassen, warum ich vor dem Hintergrund des dargelegten Sachverhalts denn nicht vorbringe, dass ich mit Prostata und Penis doch auch eine *Philosophin* sein könne,⁴⁰ wenn die Genitalien, wie ich behaupte, keine letztbewährenden Bestimmungsgründe einer geschlechtsidentitären Sprachlichkeit sind. Dieser Einwand scheint auf den ersten Blick berechtigt zu sein (und Judith Butler hätte wohl keine Einwände gegen ihn). Er ist aber in der Sache falsch, da ja die als generisch bezeichneten Begriffe *gar keine* biogenitale Qualität besitzen, weder eine essenzielle noch – in Absehung sozialkultureller Setzungen – eine korrelative.⁴¹ Genau dieser Sachverhalt bedeutet nun, dass das Genus-Sexus-Prinzip *auch in dem Fall, wenn ich aufgrund meiner Genitalität als Mann wahrgenommen und sprachlich bezeichnet werde*, falsch ist, dass ich also auch kein Philosoph im Sinn des sogenannten *spezifischen* (im Gegensatz zum generischen) Maskulinum bin, wenn ich als Einzelperson so bezeichnet werde.

„Aus feministischer Perspektive hat der Patriarch in jeder maskulinen Sprachform, die generisch verwendet wird, seinen Fußabdruck hinterlassen. Das ist eine Fehlinterpretation sprachlicher Zeichen. So wie Schönheit im Auge des Betrachters liegt, liegt der ‚patriarchalische Charakter des Deutschen‘ im Auge dessen, der sich der Sprache voreingenommen nähert und in ihr stets nur das findet, was er sucht. Wer die sozialen Verhältnisse als Patriarchat erlebt, wird dessen Manifestation auch in der Sprache entdecken. Das ist aber eher ein Phänomen der Wahrnehmung als ein Problem der Sprache.“⁴²

Erinnernd an die oben genannte Selbsttäuschung, die auch innerhalb der Sprachwissenschaft erfolgreich selbstverzauberte Geschlechtsidentitäten installiert, sei zur Abrundung der in genitalepistemischer Hinsicht schwer zu fassenden Problemstellung ein Zitat zum „Verhältnis zwischen Sprache und ‚Wirklichkeit‘“⁴³ leicht variiert wiedergegeben, indem ich an die abzuwandelnde Stelle einen Index in eckigen Klammern setze :